



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Keil, Robert: In Russischer Gefangenschaft : (Aus den Aufzeichnungen eines thüringischen Schulmeisters.) : 7. Pleskow. Riga. Heimkehr.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## In russischer Gefangenschaft.

(Aus den Aufzeichnungen eines thüringischen Schulmeisters.)

Mitgetheilt von Robert Keil.

7.

Pleskow. Riga. Heimkehr.

Das Hospital zu Pleskow war es, wo wir Aufnahme, Pflege und völlige Wiederherstellung finden sollten. Wenige jedoch von unserem Häuflein erreichten diese Stelle. Bei Ostrow waren von den 60 Mann, die bei Beginn des Transports unsere kleine Schaar bildeten, zwar mehrere Hildburghäuser und Coburger, aber von den Weimaranern nur noch 5 Personen, vom Feldwebel abwärts, vorhanden. Von diesen fünf erreichte außer mir nur noch einer, Namens Müller — widerwärtigen Andenkens — die uns in Pleskow erwartende Ruhe- und Erholungsstätte; die übrigen drei waren im Spitale zu Ostrow gestorben, wie uns noch vor unserer Abmarsche aus dieser Stadt mitgetheilt wurde.

Treulich ging auch ich in dem Krankenhause zu Pleskow, das, eigentlich ein fürstliches Schloß, erst jetzt schnell nach Möglichkeit zu einem Spitale eingerichtet worden war, keineswegs mit Riesenschritten meiner gänzlichen Genesung entgegen. Erst nach einigen Monaten, nachdem ich dem Tode mehrmals nahe gewesen, wurde ich so weit hergestellt, daß man mich zu den Gefunden zählen konnte, und daß neue Lebenslust und neuer Frohsinn in mein so lange verdüstertes Gemüth einzogen.

Aus jener Periode, als ich in Pleskow als Reconvalescent lag, sind mir erfreuende, betrübende und tragikomische Erinnerungen geblieben. Einer unserer Offiziere, der einige Wochen nach unserer Ankunft dieses Spital besuchte, gab mir seine herzlichste Freude darüber zu erkennen, daß ich noch am Leben sei, und schenkte mir einen Dukaten mit den Worten: „Thun Sie sich etwas zu Gute, damit Sie erhalten bleiben und wir wenigstens einen Gedanken von Weimaraner in unser Vaterland zurückbringen.“ Zufällig war ich zwischen einem Römer und einem Spanier zu liegen gekommen, welche unaufhörlich auf die uns gereichten, einzig in schlechtem Wasser, Kapuste und Grütze bestehenden Victualien schimpften. Ein die Krankensäle besuchender, deutsch sprechender russischer General redete mich, über dessen Kopfe das Wort „Sachse“ geschrieben stand, mit der Frage an: „Wie geht es?“ Veranlaßt durch die fortwährenden Klagen meiner Nachbarn und selbst indignirt über die unzulängliche, unzweckmäßige Verpfle-

gung gab ich ihm in festem, unerschrockenen Tone die Antwort: „Schlecht! Was wir an Lebensmitteln hier bekommen, ist zum Sattwerden zu wenig und zum Verhungern zu viel.“ Ich wurde dadurch den Leidenden der Urheber einer besseren Pflege und Beköstigung. Dem Aufseher dieses Locals gab der gerechte und mitleidige General mit eigener Hand ein paar Ohrfeigen, und die Aufwärter bekamen, auf Strohschütten gelegt, auf seinen Befehl dafür Prügel, daß sie uns schlechtes Wasser zutrug. Die Russen, welche von diesen sehr fühlbaren Wirkungen meiner Rede auf die Idee geleitet werden mochten, daß ich ein Mann von besonderer Bedeutung sein müsse, wetteiferten von Stund an untereinander, uns die reichlichste und beste Kost zu reichen und uns die freundlichste Behandlung angedeihen zu lassen. Die über die plötzlich eingetretene wohlthätige Veränderung der bisherigen Verpflegungsweise hocherfreuten Militärs aber, welche mich, den einzigen dort befindlichen Deutschen, als ihren Wohlthäter ansahen, beeiferten sich, mir ihre Dankbarkeit durch zuvorkommendste Dienstfertigkeit zu erkennen zu geben. Die Franzosen riefen mir einmal über das andere den Glückwunsch zu: „Vive l'Allemand! vive le Saxon!“ und trugen mich, in eine Matte gehüllt, in allen Sälen, wo Kranke lagen, herum.

Während mir die Vorsehung meine Gesundheit und mein Leben aufs neue schenkte, war es der fromme Glaube oder Aberglaube, welcher für den neben mir liegenden Spanier das Mittel zur Wiederherstellung sein mußte. Aus dem Munde dieses Mannes, der als ein nur noch athmendes Gerippe neben mir lag, und zu dem ich mich besonders hingezogen fühlte, ging immer die Aeußerung: „Ich die Meß — gesund!“ Dem Drange seines Herzens folgend, raffte er sich als ein Sammerbild von seinem Lager auf und verließ unter dem Vorgeben, er sei gesund, nur mit einem Hemde und einer vorgebundenen Schürze bekleidet, das Hospital, um eine Messe hören zu können. Die fromme Uezeugung gab ihm diese Kraft.

Die Franzosen, die mir Hoffnung gemacht hatten, daß ich durch sie mit Kleidern versehen werden würde, hielten ehrlich Wort. Als ich, völlig hergestellt, das Spital verlassen wollte, überbrachten sie mir ein feingearbeitetes, wohl aus zwanzig verschiedenen Läppchen zusammengesetztes Tüchlein nebst einer Hose von gleichen Bestandtheilen. Jeder von ihnen hatte zu meiner Uniformierung seinen Beitrag geliefert, indem er aus seinen eigenen Kleidern, wo es nur thunlich war, Stückchen herausgeschnitten hatte, und die unter ihnen befindlichen Schneider hatten, auf ihren Betten sitzend, diese verschiedenfarbigen milden Beiträge zu Kleidungsstücken zusammengenäht. In diesem buntscheckigen, mir das Ansehen eines Beifigs gebenden Habit (wieviel würde ich darum geben, wenn ich heute seiner wieder habhaft werden könnte!) verließ ich die Stelle, an welcher ich meine Gesundheit und den Glauben an die Menschheit wiedergefunden hatte.

Dieser Glaube war, um dies beiläufig zu erwähnen, auch durch das Benehmen des obengenannten Weimaraners Müller gegen mich erschüttert worden. Da nach unserer Ankunft in Pleskow mehrere Tage vergingen, ehe das Spital eingerichtet war, wurden wir einstweilen in ein elendes Haus gelegt, Gesunde, Reconvallescenten und Kranke beisammen. Hier war es, wo Müller, der völlig genesen und im Begriff war, in Folge eines eben damals ergangenen Aufrufs unter die russisch-deutsche Legion zu gehen, mir alle meine Habseligkeiten raubte. Umsonst bot ich meine schwachen Kräfte gegen seine Gewaltthätigkeiten auf, umsonst bat ich ihn um Gotteswillen, daß er mir meine wenigen Habseligkeiten lassen möchte. Er nahm mir selbst das ab, was fast werthlos war. Rein ausgeplündert von diesem hartherzigen, schlechten Menschen, wurde ich in das große Hospital gebracht, und hier, wo seit der Ankunft des von der Petersburger Regierung hierher gesendeten gewissenhaften und theilnehmenden Inspections-Generals die Lage sich von Tag zu Tag günstiger gestaltete, gewährte mir die Barmherzigkeit fremder Krieger, was mir die Gefühllosigkeit des Landsmanns geraubt hatte. Als ich meinen Landsmann Müller später in Weimar wiedersah, schlug er bei meinem Anblick erschrocken und schamroth die Augen nieder und suchte sein unverantwortliches Benehmen gegen mich damit zu entschuldigen, daß er mich damals bereits in den Händen des Todes geglaubt habe. Kurze Zeit darauf wurde er als Invalid nach Sena gebracht und starb daselbst.

Von den freundlichen Wünschen der Franzosen für mein Wohl begleitet und in der erwähnten seltsamen, aber unter den damaligen Umständen mir sehr schätzbaren Kleidung verließ ich, mit heiteren Blicken der Zukunft entgegensehend und Gott aus tiefster Seele für meine Rettung dankend, die Stadt Pleskow. Ich wurde in ein in ihrer Nähe liegendes Dorf, das ich nicht mehr zu nennen weiß, verlegt, wo ich auch den durch den unerschütterlichen Glauben an die Kraft der Messe hergestellten Spanier antraf, der mir gesund und munter mit den Worten entgegenkam: „Gesund, die Meß.“ Es lagen außer mir auch Baiern, Franzosen, Soldaten aus der französischen Schweiz, Italiener und Holländer in diesem Dorfe. Hier trug die freundliche Unterhaltung, durch welche wir uns gegenseitig zu erheitern suchten, ebenso viel zu meiner völligen Genesung bei, als die von den Bauern, denen wir uns durch thätige Theilnahme an ihren ländlichen Beschäftigungen gefällig zu machen suchten, uns zuweilen gereichten stärkenden Nahrungsmittel, besonders die empfangene nahrhafte Milch. Auch mein Geld mußte in dieser meiner Genesungsperiode eine bedeutende Rolle übernehmen. Ich kaufte mir, nachdem ich mein buntscheckiges Gewand, welches mich zum beständigen Gegenstande eines wenn auch nicht böshaften, mir aber doch widerwärtigen Gelächters machte, weggeworfen hatte, nicht nur andere

Kleider, sondern holte mir auch von Zeit zu Zeit aus der Apotheke zu Pleskow stärkende Arzneien und genoß dabei mitunter ein Glas Wein.

Auf diese Weise nahm meine Körperkraft zu, meine Kasse aber freilich ab, und endlich war sie ganz geleert. Aber ich war dennoch nicht hilflos. Es fügte sich, daß ich bei meiner öfteren Anwesenheit in Pleskow einen bei dem Gouverneur daselbst als Fecht- und Tanzmeister in Dienst stehenden, nebenbei den Posten eines Polizeioffiziers bekleidenden und als solcher eine Polizeiuniform tragenden braven Mann Namens Mattstedt kennen lernte. In meiner Heimat Weimar, wo seiner Angabe nach sein Vater Tanzmeister gewesen, war er erzogen worden. Dieser beschenkte mich nicht nur mit einer seiner Polizeiuniformen, die ich von nun an ohne das darauf befindliche Polizeiabzeichen trug, sondern verschaffte mir auch das Geschäft der Geldeinnahme und -Auszahlung für die sämmtlichen auf den Dörfern der Umgegend liegenden Gefangenen. Hierbei hatte ich einen kleinen Gewinn, da ich bei der Hauptkasse, wo ich die Papiergelder auswechselte, für einen Papierrubel statt 10 Petack deren 11 bekam. Der als Chef der Hauptkasse angestellte wackere Mann, ein wahrer Menschenfreund, erwies mir freundliche Theilnahme. Ich kam oft nach Pleskow. Wenn ich 100 Rubel wechselte, mußte ich die Geldmasse auf einem Wägelchen transportiren. Außer dem lastenden Kupfergelde hatte ich auch die Zukarys zur Abgabe an die auf den Dörfern liegenden Gefangenen abzuholen, was ich oft auf den um niedrigen Miethpreis zu habenden Droschken besorgte. An die mir so schätzbare und erspriessliche Bekanntschaft mit dem braven Mattstedt knüpften sich bei so häufiger Anwesenheit in Pleskow von Tag zu Tag mehrere andere Bekanntschaften an, durch welche mir Gelegenheit zu einem kleinen Verdienste gegeben wurde. So stimmte ich in der Stadt Claviere (z. B. bei einem Italiener Namens Chergini, der ein Traiteurhaus hatte) und verdiente mir auch dadurch manchen Rubel.

Selbst dasjenige, was zu unserer Erheiterung und unserm Zeitvertreibe diente, wurde ein unschuldiges Mittel, durch welches uns manches kleine Douceur zukam. Wir Gefangenen machten uns kleine Instrumente von Baumschaalen, muscirten auf denselben, und die Italiener begleiteten diese Instrumentalmusik mit ihrem schönen Gesange. Nachdem wir zu unserer größten Aufheiterung unser Concert tüchtig eingeübt hatten, zogen wir Abends in den Dörfern herum, ergöhten deren Bewohner mit Ständchen und empfangen von den erfreuten Landleuten kleine klingende Beweise ihrer Erkenntlichkeit. Unser seltsames Musikcorps wagte sich sogar einmal nach Pleskow vor das Haus des ehrenwerthen Gouverneurs, dem wir für die aus seiner Hand uns im Geheimen zufließenden Unterstützungen unseren Dank darbringen wollten, und der noch weit mehr an uns gethan haben würde, wenn er sich nicht gescheut hätte, vor dem Comman-

danten der Stadt als ein Freund der Franzosen zu erscheinen. Auch hier erntete unsere Abendmusik Beifall und Geschenke.

Apoll und Euterpe lieben aber nicht die Finsterniß, sondern das Licht, und nur beim hellen Scheine der Kerzen spenden sie willig und reichlich ihre Ohr und Herz erheiternden Gaben. Darum sannem wir auf ein Mittel, uns zu unseren abendlichen musikalischen Uebungen und Unterhaltungen Licht zu verschaffen, und es war bald gefunden. Freilich ließen wir uns bei Anwendung desselben, da es uns an Gelde fehlte, von dem übeln Grundsätze leiten, daß der Zweck das Mittel heilige, doch unter den damaligen Umständen mochte wohl die Anwendung dieses Grundsatzes einige Entschuldigung verdienen. Ich hatte in den Kirchen zu Pleskow bemerkt, daß bei den daselbst stattfindenden Todtenfeiern unter diejenigen, welche, vor einem Schutzpatrone stehend, für die Seele des Verstorbenen beteten, geweihte Wachslichter vertheilt wurden. Das hatte ich mir gemerkt, und unsere Italiener wußten den in unserem Dorfe hörbaren Ruf der Glocken zu einer Todtenfeier von jedem anderen Geläute zu unterscheiden. So oft ich von ihnen darauf aufmerksam gemacht wurde, ging ich mit ihnen in die betreffende Kirche, stellte mich oder kniete gewöhnlich vor die nicht weit von der Thür entfernte Nische des heiligen Nepomuk, betete mit für die arme Seele, welcher die gegenwärtige Todtenmesse galt, und empfing jedesmal von dem Kirchendiener ein Licht. Was ich von demselben übrig behielt, oder wohl auch das ganze Licht, mit dem ich, nachdem ich es gleich anfangs unbemerkt ausgelöscht hatte, entwischte, nahm ich mit auf mein Dorf zurück und erleuchtete damit das kleine Local, in welchem wir unsere Concerte einübten.

Eine geraume Zeit hatte ich mich in dieser meiner so freundlich gestalteten Lage recht glücklich gefühlt, als der Befehl erfolgte, daß die Sachsen ihre Freiheit erhalten sollten. Es war im Sommer, als der entzückende Ruf: „Die Sachsen sind frei!“ in unser Ohr und Herz tönte. Durch die freundliche Fürsorge der russischen Behörde mit Pferden und Wagen versehen, fuhren wir am Peipussee vorüber nach Liefland, und zwar auf der Straße über Wolmar nach Riga. Dort angelangt, wurden wir vor dem Palais des Gouverneurs Marquis Paulucci aufgestellt, und diese unbedeutend scheinende Fügung der Vorsehung mußte dazu dienen, durch einen neuen Strahl der Freude die lange Trübsalnacht, in welcher ich unterzugehen zuweilen gefürchtet, zuweilen gewünscht hatte, zu vergüten. Während wir, in alte russische Mäntel gehüllt, vor dem Gouvernementshause standen und auf die Kunde warteten, was weiter mit uns werden sollte, hörte ich zu meiner Betrübniß, daß nur die königlich sächsischen Militärs frei seien, keineswegs aber sich die Freilassung auch auf die herzoglich sächsischen erstreckte, und daß zwar die Offiziere der letzteren in Riga bleiben, die übrigen Soldaten aber vom Feldwebel abwärts nach Esthland zurückgebracht

Grenzboten III. 1880. 62

werden sollten. Gleichzeitig hörte ich aber auch zu meiner Verwunderung von einem Herrn, der mit einem anderen aus einem oberen Fenster des genannten Hauses herausfah, meinen Namen rufen. Da ich, nicht wissend, ob ich oder ein anderer meines Namens gemeint sei, auf diesen Ruf nichts erwiderte, kamen beide Herrn herunter, und der eine redete mich sofort mit der Frage an: „Wo, Teufel, kommst du her?“ Auf meine Erwiederung, daß ich nicht die Ehre hätte, sie zu kennen, fragten sie mich, ob ich mich nicht an \* und \* erinnern könne. Ich besann mich und erkannte in ihnen ehemalige Schulfreunde von mir. Der eine war Privatlehrer im Hause des Gouverneurs, der zweite, öffentlicher Jugendlehrer in Riga, hatte sich mit mehreren anderen in Riga lebenden Deutschen bei dem Hauslehrer eingefunden, um die aus dem Innern Rußlands als Gefangene kommenden Landsleute zu sehen. Wohlwollend und hilfreich schlugen mir ihre Herzen entgegen. Sie, die da wußten, daß ich mehrere Jahre lang Schullehrer in meinem Vaterlande gewesen war, riefen mir erfreut zu: „Hier mußt du dein altes Handwerk wieder ergreifen, hier gilt das Schulmeistern, du wirst dies Geschäft mit gutem Erfolge treiben“ und versprachen mir ihre kräftige Unterstützung. Sie hielten redlich Wort. Es wurde mir nicht nur durch die Verwendung dieser meiner Freunde und eines unserer Capitäns die Erlaubniß zu Theil, gleich den Offizieren in Riga zu bleiben, ich erhielt auch durch die gütige Fürsorge der ersteren in verschiedenen Häusern Verdienst durch Unterrichten.

Der Umgang mit diesen meinen Landsleuten und Schulkameraden, die erlangte Bekanntschaft mit den Eltern, die ihre Kinder meinem Unterrichte anvertrauten, der gute Ton, der in Riga herrscht, das Angenehme der Stadt selbst — dies alles würde mich auf meine Lebenszeit an Riga gefesselt haben, wenn mich nicht die Sehnsucht nach meiner Heimat zu dieser zurückgezogen hätte. Die Rückkehr von Riga, wo wir Anfang Juli eingetroffen waren, nach Deutschland begann im Monat December desselben Jahres (1813), als der Befehl gegeben wurde, daß auch wir frei sein sollten. Da in dieser Jahreszeit die See der Stürme wegen sehr gefährlich ist, so wurde die Reise zu Lande gemacht. Was mir auf meiner Reise von Riga über Mitau und Libau bis Memel als sehr bemerkenswerth auffiel, war das musterhafte, das deutsche und französische an Schnelligkeit und Pünktlichkeit übertreffende russische Postwesen. Als ich von der russischen Post nicht mehr Gebrauch machen konnte, fuhr ich theils mit unseren, theils mit königl. sächsischen Offizieren, z. B. mit dem Major von Birkel und dem Rittmeister Scheffel, freundlichen humanen Männern, von Pölangen nach Dresden. Auf einem Schlitten, welchen das Bureau des Fürsten Repnin zu Dresden mit zuvorkommender Güte mir reichte, flog ich — in russischer Pelzkleidung: einem schweren Schafpelz, einer Pelzhose und Pelzstiefeln,

einer Walze ähnlich — der Heimat zu, welcher mein Herz je näher, je mehr mit der heißesten Sehnsucht entgegenschlug. Um meinen frommen Vater, einen siebenzigjährigen Greis und noch immer Schullehrer in Thalbürgeln, sowie meine gute Mutter, meine Geschwister, meine übrigen Verwandten und Freunde, die mich längst todt glaubten, wiederzusehen, verließ ich in Gera die Militärstraße und wandte mich nach Thalbürgeln. Wenige Stunden später lag ich hocheufreut in den Armen meiner Lieben.

Schon am dritten Tage nach meiner Ankunft in Weimar zog ich mit dem zweiten Landwehrbataillon (das erste war bereits ausgerückt) wieder als Fourrier nach Frankreich. Post nubila Phœbus! Wie ein heiterer Sommermorgen nach einer finsternen, schwülen, grauenenerregenden Gewitternacht neues Leben und Erquickung über die Natur ausgießt, so erquickend war für mich der Marsch nach und in Frankreich nach den in Rußland erfahrenen Schrecknissen. Mit jedem Tage fühlte ich mich gestärkter und heiterer. Der Zug in das Land der Franken erschien mir im Vergleich mit dem russischen Kriege trotz mancher damit verbundenen Beschwerde fast einer Belustigungs- und Erholungsreise ähnlich. Es war in der That eine Art Spaziergang, auf welchem man der Annehmlichkeiten gar viele fand. Mit besonderer Freude benutzte ich jede Gelegenheit, die Dankgefühle zu bestätigen, welche ich gegen die braven französischen Soldaten, die im Hospitale zu Pleskow meine Engel gewesen waren, in meinem Herzen trage. Gefangenen Franzosen, welche ich mit zu transportiren hatte, reichte ich mit Freuden mein Brod und beeilte mich, nach meinen Kräften Unglücklichen eines Landes zu helfen, dessen Krieger ich im Zustande der größten Hilflosigkeit als Freunde in der Noth kennen gelernt hatte.

Mit innigem Danke für sie und für das gütige Geschick, welches mich in Rußland trotz Hunger und Durst, trotz Blöße und Kälte, trotz Lanze, Schwert und Kugel erhalten hat, lege ich meine Feder nieder.

---

## Die künstliche Kälteerzeugung und ihre Bedeutung für die Volksernährung.

Von Eduard Braun.

Temperaturerniedrigung bis auf den Eispunkt ist das einzige, aber auch das nie verjagende Mittel, um thierische Nahrungsmittel auf unbegrenzt lange